

Predigt am 19. Sonntag im Jahreskreis (A)

(Mt 14, 22-33)

von Pfr. Dr. André Golob

Mich erinnerte die Geschichte des Petrus, der auf dem Wasser wandelt, immer wieder an eine Szene aus meiner Kindheit. Ich glaube, ich habe davon schon einmal in einer Predigt berichtet und ich möchte das, einfach weil es so eindringlich ist, noch einmal tun.

Es war am Heiligen Abend und zwischen Krippe und Tannenbaum stand ein merkwürdiges Gebilde, ein Konglomerat aus Geschenkpapier und Tesafilm – filigran zusammengeklebt. Es verbarg sich unter dieser Geschenkpapierhaube ein quietschrotes Fahrrad. Ich fand es wunderschön. Außerdem befand sich daneben noch ein Paket mit den dazugehörigen Stützrädern.

Einige Wochen trainierte ich mit den Stützrädern und irgendwann wurden diese dann abgenommen. Es begann der zweite Schritt der Fahrradfahrerschule. Meine Mutter fasste hinten am Gepäckträger und lief mit mir mit. Mir war es schon etwas mulmig zumute ohne die Stützräder, aber da meine Mutter mich festhielt und mitlief war ich mutig. Eines Tages dann, ich weiß noch, es war ein sonniger Tag und die Luft roch nach Flieder, ereignete sich etwas Einschneidendes. Ich radelte los, meine Mutter hinterher, den Gepäckträger fest im Griff. Ich war besonders sicher und radelte drauf los, der Sonne entgegen. Nach einer langen Strecke blickte ich mich zu meiner Mutter um, und sah sie nicht mehr. Ganz hinten stand sie am Anfang der Straße und hatte losgelassen. Eben noch sicher und erhobenen Hauptes, begann ich zu straucheln, Sicherheit und Selbstbewusstsein waren weg und dann geschah Folgendes: Ich legte mich so richtig auf die Nase.

Es ist, wie das heutige Evangelium, eine Geschichte von Angst. Die Angst vor den Fluten lässt Petrus ins Wasser stürzen, und auch mich damals brachte die eigene Angst, der Mangel an Vertrauen in meine Fähigkeiten zu Fall. *Er* verließ sich damals auf Jesus und *ich* auf meine Mutter. Dabei hätten beide von uns erwartet, es selbst zu meistern – ein Akt der Emanzipation und Reife und ein Beweis unserer Fähigkeiten.

Es tut Not die Bibel, das Evangelium, die heutige Geschichte ein Stück weit von innen her zu begreifen, die Symbole in ihr zu erkennen, um so Gott näher zu kommen. Schon die frühe Kirche hat in dem Meer nicht einfach nur einen bestimmten Ort in Galiläa gesehen, sondern eine Chiffre für unsere Lebenssituation überhaupt.

Ich weiß nicht, ob Ihr schon einmal einen Sturm auf See miterlebt habt und was es heißt, auf diesem dunkel brodelnden Hexenkessel ein Schiff zu steuern. Ich habe in meiner Jugend gesegelt und schon manchen, erfahrenen Skipper zittern sehen, als die Mastbacken splitterten. Ein Freund hat sich bei einem Sturm auf dem IJsselmeer sogar mal in die Hose gemacht.

Manchmal geht es in unserem Leben genauso. Wir fühlen uns hin und her geworfen - ein Spielball in den Händen anderer. Haltlos, fast ohnmächtig erfahren wir das Leben wie die tosende See, erleben es als gähnenden Chaosrachen, der sich jederzeit unter uns öffnen und uns verschlingen kann mit seinem unberechenbaren Leid. Krankheit, Enttäuschung, Verletzung, Arbeitslosigkeit, Armut, Tod, Krieg und Misshandlung – aber auch das Gegenteil kann uns erwarten. Wir wissen nicht, was letztendlich auf uns zukommt, können aber dem Meer des Lebens nicht ausweichen. Wir müssen uns also auf das Wasser einlassen. Die Frage ist nur, wie wir damit leben.

Das heutige Evangelium fordert uns diesbezüglich auf, nicht in Panik zu verfallen, sondern eine Haltung einzunehmen, die Jesus uns vorlebt. Es gilt vor allem, nicht vor den Übeln und drohenden Gefahren der Welt zurückzuschrecken, sich nicht zu ängstigen wie ein in die Enge getriebenes Tier – zitternd und schweißnass. Dann haben wir bereits verloren, uns selbst aufgegeben – gescheitert an der Welt und seinen Umständen. Angst kommt von innen, sie nagt an unseren Eingeweiden und kann uns allen Halt nehmen, wenn wir nicht fähig sind „Nein“ zu sagen.

Jesus zeigt uns, wie wichtig es ist, Sicherheit zu gewinnen, Sicherheit in uns selbst zu finden, Vertrauen zu uns selbst. Jesus steht sicher auf den Wassern und richtet von dort seine Botschaft an uns. Er zeigt uns: *Ihm* kann nichts passieren, die Welt kann *ihm* nichts anhaben. Und das kann *uns* Mut machen, die Allmacht der Angst zu bekämpfen und unserem Leben eine Chance zu geben.

Angst lähmt, Angst tötet, Angst verfolgt und bedroht. Vielleicht resultiert sogar all das Böse in unserer Welt aus Angst. Aber nur dann, wenn wir es zulassen. Ohne Angst können wir auf der Brüstung eines Hochhauses balancieren, ohne zu straucheln. Hätten wir aber Höhenangst so würden wir buchstäblich in die Tiefe gezogen.

Jesus macht es uns vor. Er leitet Petrus an, als hätte er ihm Stützräder angeschraubt. Er lockt ihn und zeigt ihm wie es geht. Es ist fast eine therapeutische Geschichte. Wie ein Psychotherapeut nimmt er die Angst von seiner Seele. Und es ist Petrus tatsächlich möglich aufrecht durch die stürmische See des Lebens zu gehen. Jesus befreit uns von der Angst, er macht uns frei – zeigt uns: Auch Du kannst auf dem Wasser gehen, in der Welt zurechtkommen!

Wie eine Mutter, die ihrem Kind die Alptraumgestalten der letzten Nacht ausredet, so verhält sich Christus zu uns – er bringt uns ins Lot. Er gibt uns den Glauben an uns selbst zurück, lehrt uns, uns selbst anzunehmen und zu lieben und macht uns so lebensfähig. Dann bekommt der Begriff „kleingläubig“ eine ganz andere Bedeutung. Ich betone es immer wieder: Das, was das griechische Original des Neuen Testamentes mit „Glaube“ übersetzt, bedeutet im Hebräischen „Vertrauen“ – Emuna. Glaube ist also dieses tiefe Vertrauen in Gott. Und dieses Vertrauen in Gott, gibt uns gleichzeitig das Vertrauen in uns selbst.

Letztendlich sind es die Angst und damit der Kleinglaube, die darüber entscheiden, wie stark das Meer unter uns und in uns tost und tobt. Allein Vertrauen vermag den sturmgeschüttelten Fluten Einhalt zu gebieten.

Und das Meer symbolisiert noch mehr. Es symbolisiert auch unsere metaphysische Angst. Meer steht nicht nur für den Abgrund der Seele, sondern auch für den Abgrund unseres Lebens - die Hinfälligkeit und Todverfallenheit, die Angst vor dem vermeintlichen Nichts, der Sinnlosigkeit, der Gottverlassenheit.

Irgendwann ereilt jeden von uns die Situation, da kein Arzt, keine Priester, keine Priesterin uns mit einem weisen Rat zur Seite stehen kann - wo nur noch der Tod auf uns wartet. Es ist dann im Grunde ein letztes Mal wichtig, Vertrauen zu finden gegen

die Angst. Es ist dann noch entscheidender, sich in Gott zu verankern und mitten im Sturm die Schritte übers Meer zu wagen. Auch der Tod ist nicht unser Feind, vor dem wir Angst haben müssten, obwohl wir ihn fürchten.

Es ist die wichtigste Kunst in unserem Leben – ja vielleicht das eigentliche Wunder unseres Daseins – mitten in der Angst diesen Frieden, diese Ruhe, dieses Vertrauen nicht zu verlieren; trotz aller Stürme. Und es gibt Szenen in unser aller Leben, da häufen sich die Schicksalsschläge, da fallen viele Dinge gleichzeitig über uns her und brechen über uns zusammen. Da bleibt uns schier nichts anderes übrig, als uns vertrauensvoll in die Hände Gottes zu geben.

Das Evangelium zeigt, dass das Leben nicht leicht ist und es einiges an Mut bedarf, Jesus über's Wasser zu folgen. Petrus, der sich häufig so viel vornimmt und wieder einmal mehr scheitert, als er in die Fluten sinkt, steht für uns Menschen. Nicht immer sind wir stark und wenn uns einst der Tod ereilt, dann kann es sein, dass wir voll Angst schreien und brüllen: Herr hilf mir in meiner Not. Und dann, das zeigt uns das heutige Evangelium, steht ER uns zur Seite.

Was uns leben lässt und rettet ist Tag für Tag das tiefe Vertrauen in die ständige Gegenwart Gottes, der den Sturm beruhigt und seine Hand ausstreckt, damit wir ihm folgen – aufrecht und glücklich, ohne Angst und Furcht – durch alle Stürme des Lebens. So dass wir werden wie die Lilien auf dem Felde, die ohne Angst vor dem Morgen, ihr Schicksal Gott anvertrauen.

Amen